Trau, schau wem!

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **43 (1949)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

tragen mußte. Als es zum erstenmal hinging, da wurde es überflutet mit Beschimpfungen von den andern Milchträgern. Es sei die Schwester von einer Hexe. «Hexenschwester, Hexenschwester!» Und niemand, aber auch gar niemand hatte Mitleid mit ihm. Alles Reden in der Käshütte drehte sich um die Hexe. Aenneli weinte bitterlich. Man verspottete es: «Ja, plärr (weine) du nur! Hast recht, ich plärrete auch, wenn ich eine Hexe zur Schwester hätte! Und vielleicht bist selber auch eine Hexe — pfui!»

Als der Käser die bösen Worte hörte, schimpfte er mächtig auf. Er verbot derlei Reden in der Käshütte. Wer von Hexen rede, den werfe er hinaus. Mit solchen Dingen lasse sich nicht spotten in einer Käserei. Sonst mißrate der Käse (es gebe keinen guten Käse). Der Käser hatte also nicht Mitleid mit Aenneli, sondern nur Angst um den Käse. Da stillete es in der Käshütte. Denn auch die Bauern hatten Angst um den Käse. Denn schlechten Käse kann man nicht gut verkaufen, und er bringt wenig Geld ein.

Daheim erzählte Aenneli nichts davon, wie die Leute in der Käserei wüst mit ihm gewesen waren. Denn es wollte der lieben Schwester das Herz nicht noch schwerer machen. Aber wie war es ihm doch so schwer! Die Angst vor dem Milchtragen verfolgte es bis in die Träume und nahm ihm den Schlaf.

(Frei nach Jeremias Gotthelf, «Die Käserei in der Vehfreude». Gf.)

Trau, schau wem!

Eine erfundene Geschichte, aber dennoch wahr!

Johannes Gebhardt war verlobt mit Lieseli Günther. Beide verdienten flott, er als tüchtiger Schneider, sie als Zimmermädchen in einem Hotel. Sparsam, wie beide waren, legten sie nach jedem Zahltag ein hübsches Sümmchen Geld auf die Seite für die Aussteuer. Fünfzehnhundert Franken hatten sie schon auf der Sparkasse, und in zwei Jahren konnte geheiratet werden, denn bis dahin, so hofften sie, seien die nötigen dreitausend Franken beieinander. So weit, so recht!

Aber so wie es Füchse gibt, die kilometerweit eine Beute riechen, so gibt es auch Geschäftlimacher, die eine feine Nase haben für Geld, das ohne große Arbeit zu haben ist. Kurz und gut, eines Abends stand ein gutgekleideter Herr mit fertigem Mundwerk vor Johann Gebhardt, stellte sich vor als Leberecht Schelminsky, Vertreter der Möbelfabrik in Dingsda. Er habe vernommen, daß Herr Gebhardt verlobt sei. Er gratuliere herzlich dazu. Wie es der Fräulein Braut gehe? Gut? Freut

mich sehr. Ob die Herrschaften schon eine Aussteuer gekauft hätten? Nicht? Er empfehle sein Geschäft zur Lieferung derselben. Prima Qualität, konkurrenzlose Preise, größte Auswahl, für dreitausend Franken eine komplette Aussteuer, Wäsche und alles inbegriffen, dazu einen Palmenständer als Hochzeitsgeschenk oder ein prächtiges Bild, je nach Wunsch.

Johannes wehrte ab. So weit seien sie noch nicht. Der Herr möchte in zwei bis drei Jahren wieder anklopfen, dann könne man ja sehen. Vorläufig hätten er und seine Braut das nötige Geld noch nicht beieinander, und auf Abzahlung kaufe er nicht, nein, er wolle seinen Hausstand ohne Schulden anfangen.

Selbstverständlich, natürlich, ausgezeichnete Grundsätze, mit solchen Leuten verkehre er gerne, auf die sei Verlaß, lobte Schelminsky. «Nichts auf Abzahlung, solide Gesinnung. Aber wie wäre es mit einem Sparvertrag? Statt Ihr sauer verdientes Geld auf die Sparkasse zu tragen, die damit gewaltige Profite macht und Ihnen nur schäbige 2¾ Prozent Zins dafür bezahlt, machen Sie einen Sparvertrag mit meiner Firma, legen das Geld bei uns an! Unser Geschäft verrechnet Ihnen 6 Prozent Zins, also das Doppelte! Und wenn dann die Summe beieinander ist, so wird die Aussteuer geliefert und zwar mit 10 Prozent Rabatt. He — was sagen Sie nun? Nobel — was?»

Johannes war geneigt, so einen Sparvertrag abzuschließen. Aber, sagte er, seine Braut habe auch etwas dazu zu sagen. Schelminsky fand das sehr lobenswert. Er werde später wieder kommen und die Antwort holen.

Johannes beriet sich mit seinem Lieseli. Das Angebot des Herrn Schelminsky war auch gar verlockend. Sie rechneten aus, daß sie fast um fünfhundert Franken billiger zu der Aussteuer kämen, wenn sie ihre Sparbatzen der Möbelfirma anvertrauten statt der Sparkasse. Aber anderseits trauten sie der Geschichte doch nicht so recht. Doppelter Zins, 10 Prozent Rabatt, da stimme etwas nicht, fürchteten sie.

Aber Schelminsky ließ nicht locker. Sein Maul lief wie geölt. Er redete die Bedenken der beiden nieder. Johannes war schon recht weich und drauf und dran, einzuschlagen, aber Lieseli zupfte ihn am Aermel und seine Augen sagten nein. Also schüttelte Johannes den Kopf, ob gern oder ungern, und lehnte ab.

Ein giftiger Blick auf Lieseli wäre jetzt in Schelminskys Augen zu sehen gewesen, aber er schlug sie nieder und ließ sich nichts anmerken. Mit einem süß-sauren Lächeln spielte er seinen letzten Trumpf aus:

«Nun also, wenn es nicht sein soll, so soll es nicht sein. Meine Firma ist ja ohnehin mit Arbeit überlastet, aber schade ist es dennoch, schade

für Sie! Aber lassen wir das! Da ich nun schon mein Auto mithabe, so lade ich Sie beide freundlich ein zu einer kleinen Fahrt um den Thunersee herum. Bitte, bitte — Sie sind absolut frei, brauchen mir nichts abzukaufen. Aber Sie sind mir beide so sympathisch, daß ich Ihnen gerne ein kleines Freudelein machen möchte. Bitte, steigen Sie ein, es kostet Sie gar nichts und mir machen Sie wenigstens die Freude, meinen Feierabend in Ihrer angenehmen Gesellschaft zu verbringen.»

Nun, vor so viel Freundlichkeit wollten Johannes und Lieseli auch nicht bockbeinig sein, nahmen an und stiegen ein. Die Fahrt war wunderschön. Und am Schluß der Fahrt lud sie Herr Schelminsky ein zu einem Imbiß in einem Restaurant, nötigte ihnen auch ein Glas Wein auf — bitte, nur ein Schlücklein, zum Gesundheitmachen! Man machte mehrere Male Gesundheit. Die schöne Fahrt, der freundliche Herr, der nun gar nichts mehr von Geschäften redete, der ungewohnte Wein — das alles ließ die beiden jungen, unerfahrenen Leutchen die Welt in rosigem Lichte erscheinen. Ihre Bedenken schwanden, und als dann der Herr zum Schluß so nebenbei bedauerte, daß sie, denen er es doch gegönnt hätte, nichts von dem vorteilhaften Sparvertrag wissen wollten — schade, ewig schade! — da schauten sie sich fragend in die Augen, sagten, man könne ja noch einmal darüber reden und sagten schließlich ja.

Der Sparvertrag mit der Möbelfirma wurde also abgeschlossen. Johannes und Lieseli hoben ihr Geld von der Sparkasse ab, überwiesen es der Möbelfirma und bezahlten ihr von da an monatlich hundert weitere Franken.

Ein halbes Jahr später verkrachte die Möbelfirma, machte Konkurs, Johannes und Lieseli verloren ihre ganzen Ersparnisse und konnten wieder von vorne anfangen mit Sparen.

Trau, schau wem! Gf.

Notizen

Machen *die sieben Weisen im Bundeshaus* zu Bern einen wirklichen oder vermeintlichen Fehler, so wird mit Schimpfkanonen auf sie geschossen. Gibt es aber etwas zu loben, so bleibt es still im Schweizerland. Loben wir also einmal:

Der Bundesrat will dafür sorgen, daß dieses Jahr doppelt soviel Schweizer Trauben gegessen werden wie letztes Jahr. Recht so: Papa sein Schöpplein Rubateller, Mama und den Kindern den vollen Traubenteller!